

Markierte Wege

Ich hatte Urlaub und wir waren wandern. Dieses Mal im Montafon, einem Gebirgsstock der Alpen auf der Grenze zwischen Schweiz und Österreich. Grüne Hochtäler wechseln sich ab mit bizarren Felsformationen, nach jedem Pass sieht die Landschaft wieder völlig anders aus. So läuft und steigt man Pfade entlang der rotweißen Wegmarkierungen von Hütte zu Hütte und schaut nach dem Wetter, weißen und schwarzen Wolkentürmen.

Letztere machen es manchmal nötig, extra zeitig aufzubrechen und bescheren dann lange verregnete Hüttennachmittage, in denen man mit anderen Wanderern erzählt und Karten spielt und liest, was einem eben in die Hände kommt. So stieß ich auf einen Text aus der Geschichte des Alpentourismus und der Alpenvereine und las von einer hitzigen Debatte, bei der man vor hundert Jahren darüber stritt, ob die markierten Wege in den Bergen eigentlich eine kulturelle Glanzleistung oder totale Entmündigung sind.

Beide Seiten haben gute Argumente für sich. Es ist ohne Frage eine kulturelle Errungenschaft, die Bergwelt so erschlossen zu haben, dass auch Menschen, die weder dort oben groß geworden noch Extrembergsteiger sind, ihre Großartigkeit erleben können ohne ständig in Lebensgefahr zu geraten. Dafür braucht es gespurte Wege, gesicherte und markierte Pfade und die Einsicht des Wanderers, genau dort lang zu gehen, wo alle vor ihm schon ihre Füße hingesezt haben. Letzteres kann man als entmündigende Gängelei betrachten. Es ist eben ausdrücklich nicht erwünscht, eine eigene Route zu suchen, eigene Wege zu gehen.

Kreativität wird – jedenfalls auf Bergwanderwegen abseits alpiner Steige - nicht gebraucht. Dieser Zwiespalt hat mich auf den folgenden Touren begleitet. Ich bin nicht geneigt, die vorgegebene Spur zu verlassen – schon weil ich weiß, wie es sich anfühlt, den Weg verloren zu haben.

Aber die alte Debatte hat sich in mir festgehängt als Bild für Größeres: Ist es nicht in unserem Glauben auch so? Wir bergen uns in alten Worten und liturgischen Formen, bekennen theologische Formulierungen seit Jahrhunderten immer in derselben Weise.

Das kann man kritisch finden, weil die eigene Gebets- und Glaubenssprache verkümmert, wenn ich nur nachspreche, was andere formuliert haben und weil es so immer schwerer wird, auszudrücken, was ich selbst im Leben und im Sterben hoffe und bekenne.

Aber zugleich bewahren uns die Psalmen und das Vaterunser, Glaubensbekenntnis und Einsetzungsworte oder wunderbare Lieder, davor endgültig zu verstummen, weil die Fragen zu groß sind oder uns in der Einsamkeit der Zweifel zu verlieren, weil die Deutung des Lebens oft so unwegsam scheint. Darum sind die alten Glaubensworte wie die Wegmarkierungen im Gebirge. Sie sind ein Geländer, an dem entlang man von Zuflucht zu Zuflucht gehen kann. Und sie sind Menschenwerk, müssen gepflegt und erneuert und den sich immer stärker verändernden Bergen angepasst werden.